

Kneipe und Markt

Daß der Niederrheiner ein öffentlicher Mensch ist, läßt sich leicht beweisen. Als solcher braucht er nämlich Bühnen für Kontaktpflege und Selbstdarstellung so wie der mediterrane Gockel die Plaza braucht. Zwei uralte Institutionen boten sich dazu an, zwei nur scheinbar allein aufs leibliche Wohl gerichtete Versorgungseinrichtungen, die Kneipe und der Markt. Sie bemerken, daß ich die Vergangenheitsform gebrauche, daß ich *boten* sage, denn ob sie sich in ihrer ganzen Fülle noch *anbieten*, bin ich mir nicht sicher.

Wenn es darum geht, Barrieren zu überwinden, auf den anderen zuzugehen, das Eis zu brechen, hat die Menschheit bislang kein Mittel gefunden, das auch nur annähernd so unkompliziert und wirkungsvoll wäre, wie in angenehmer Atmosphäre zu zweit oder in der Runde mehrerer Freunde einen gleichmäßig wachsenden Alkoholpegel aufzubauen. Lassen Sie mich daher vom Tod eines mythogenen Biotops berichten, von der letzten Theke der Stadt, die sich in ihren letzten Zügen als eine Art Saurierpark darbot. Kommen Sie mit. Loß mer eene drinke jonn! In der Bahnhofskneipe einer Nachbarstadt, denn meine Kneipe gibt es nicht mehr.

Hier liegen im Vorgärtchen ein paar zerbrochene Rohrsessel herum. Die blankgegriffenen Beschläge der schweren Drehtür glänzen matt, eine dunkelrote Wollpartiere hängt an dicken Messingringen und riecht muffig. An der Theke tuppen ein paar Typen. Warum ich unter anderem hierhin gehe: keine Musik, keine Zwangsbeschallung.

Zur Alten Schenke hieß meine frühere Stammkneipe. Bevor noch die Rechtschreibreform ihren Namen verschlimmbessern konnte, änderte sie von sich aus Namen und Gesicht, mutierte zum mexikanischen Speiserestaurant, in dem sich die Jeunesse dorée der Stadt zu Brunch und Blue Hour trifft. Die Theke ist überflüssig geworden, und das bedaure ich ausdrücklich und mit egoistischem Ärger. *Altmodischer Sack* tadeln mich sogar ehemalige Mittrinker aus Thekenzeiten, wenn ich sie zufällig im erwähnten Bahnhofslokal erwische, der letzten in meiner Gegend noch erhaltenen Kneipe alten Stils.

Da hänge ich noch gern mal abends an der Theke und gedenke meiner früheren Zechkumpane. Die mir in Erinnerung blieben, das waren immer die Flüchtigen, nicht die Sesshaften. Die nirgendwo blieben, haben bleibenden Eindruck hinterlassen, die nachts auf ein Bier, auf ein Wort, oft genug auch wortlos neben mir lehnten, vor sich hinstarrten und sich ab und zu ein Schlückchen Trost und Wärme einflößten im gemütlichen Plätschern des halb tief-, halb schwachsinnigen Geschwätzes im Halbdunkel um uns herum.

Wie oft hab ich an den alten Theken gesehen und gehört, wie Geschichten entstehen und sogar geschehen im Mikrokosmos der Kneipe, überwabert von Bierdunst und Zigarettenrauch, Geschichten von den verschütteten Leben und den Ersatzträumen der Zecher. An diesen aussterbenden Sammelplätzen bier- und lebensdurstiger Männer wurde gelitten und gelacht, ein bis in die tiefe Nacht musikdurchwirktes Stimmengewirr, ein Teppich von Klängen, diffus, doch anregend. Hier trug mancher seine Geschichte zu Markte, für die ihm zwar keiner einen roten Heller zahlte, doch – was wichtiger war – jeder nahm sie ihm ab. Auch hier in der Bahnhofskneipe kenne ich die meisten Geschichten natürlich schon. Kein Wunder, denn im Grunde immer gleich bleiben die Erzählungen all der Existenzen im Konjunktiv, die sich an der Reling sammeln, bevor sie abspringen. Die Holzdielen unter den Barhockern sind bespickt mit Nieten wie der Boden vor einer Losbude.

Maskentausch, Dauerkarneval, an der Theke funktionierten Identitätswechsel leichter als im professionellen Psychozirkus. Jochen, der eigentlich Lehrer ist, kommt gern als politischer Pffiffikus und geht als südamerikanischer Revolutionsheld, Klaus kommt als Öko-Gärtner und geht als Opernsänger, René tritt als Opernsänger auf und als Gärtner ab, Toni wechselt zwischen Bürgermeister und Bundeskanzler. Und aller Auge warten auf dich, Elvira, Spenderin des Bieres, mach die Runde fertig, aller Augen hängen an deinen Lippen und in deinem Ausschnitt. Manch schüchternem Postbeamten gibt Elviras Lächeln Anlaß, sich als gewieften Frauenheld zu sehen, Gebieter eines dienstbereiten Harems. Und irgendwann prostet uns auch Hein zu, der Seemann, der nie eine Schiffsplanke unter den Füßen gefühlt hat, aber von fliegenden Fischen schwärmt und von Havarie und Meuterei, einer der täglich im Bus zur Arbeit fährt mit Monatskarte, der immer in der dritten Reihe vor Elviras Theke steht und vor dem zehnten Pils kein Wort sagt. Aber dann!

In der Kasse eines niederrheinischen Wirtes landeten damals zu Thekenzeiten die Scheine des Bankers ebenso wie die Münzen aus dem Hut des Straßenmusikanten, hier betrank sich das Volk in all seinen Schattierungen. Das ist z.B. im protestantischen Skandinavien, wohin ich gern zum Wandern fahre, anders. Da betritt so schnell kein white-collar-worker die Bierkneipe. Die vorherrschende Sozialdemokratie geht so weit nicht mit der Gleichmacherei. In meiner rheinischen Kneipe dagegen vertrank der Leiter des ersten örtlichen Supermarktes, Herr Grootewohl manche Mark, später Euro, was ihm nicht wehtat, anders als Kalle, der neben ihm stehend seine Bettelgroschen verflüssigte. Er ernährte sich tatsächlich aus seinem Hut, den er morgens vor sich auf das Straßenpflaster stellte und abends in seine Jackentasche leerte. Den Inhalt lieferte er korrekt

zur Hälfte im Sankt-Josefs-Heim ab, wo er *lebte*, wie man so sagt, zur Hälfte bei Hubert, dem Wirt der Alten Schenke, wo er wirklich zum Leben erwachte.

Was bedeutet Kneipe nicht alles! Ist sie unter anderem nicht auch, und zwar viel häufiger noch als ein Ort des Feierns – eine psychiatrische Ambulanz, eine Kleinklinik für Anpassungsgestörte, für den Poeten *a people-watcher's paradise*? Nie war an den Theken alles Gold, was glänzte, so sehr auch die Zecher um Glanz sich mühten. Ich habe dort schließlich noch die Generation der Großväter erlebt mit ihrem Todesglanz, kaputte Typen, die gegen ihre gräßlichen Erinnerungen ansoffen, gegen Schäden, die kaum einen von ihnen klüger gemacht hatten. Ihr trüber kleiner Geist, von Feldgrau geprägt, spähte noch Jahre nach dem Krieg nach Orden und Abzeichen aus, um ja rechtzeitig Haltung anzunehmen. Doch halt jetzt! Ehe ich mich hier festschimpfe, raus an die frische Luft!

Beliebt und belebt wie die Kneipen waren seit je auch die Märkte am Niederrhein; die Bauernmärkte sind es vielerorts auch heute noch. Wetterbedingt vollzog sich das, was sich im Süden an Kommunikation auf dem Markt abspielte, hierzulande früher eher im Schutzraum der Kneipe. Inzwischen sind Gründe hinzugetreten, die dem Markt alten Stils ein Ende bereiten, allerdings auch der Kneipe.

Agorazein (auf den Markt gehen und hören, was es Neues gibt) war attischer und mediterraner Lebensstil, der Gewohnheit des *Umherwandeln*s verdankte die griechische Philosophie manch gehaltvollen Gedanken. Sie gab ihr eher das Gesicht einer fröhlichen Wissenschaft als eines akademischen Schürfens in unzugänglichen Tiefen. Rheinländer sind ähnlich wie die seefahrenden Inselhellenen ein besonderer Menschenschlag. Sie horchen ständig in sich hinein und sind doch immer auf der Suche nach Welt. Kurz: geborene Thekensteher wie auch Marktgänger.

Prinzen, Gardeoffiziere und Soldaten, Pappgesichter von Politikern, die verhöhnte Obrigkeit auf Narrenkarren durchs feiertrunken jubelnde Volk gezogen, Rosenmontag, der etymologisch nichts mit Rosen zu tun hat, sondern mit Raserei. Ein Volk, das sich solche Ventile geschaffen hat, neigt nicht zu blutigen Revolutionen. Schließlich ist es auch nie allzu blutig unterdrückt worden. Bis die braune Pest auch über den Rhein schwappte.

Leute, kauft Fisch! Heringe, so dick wie Göring! Für seinen flotten Vergleich wanderte der Mönchengladbacher Fischbudenbesitzer Phlippsen Will vom Marktplatz in den Knast. Kaum hatte er nach einer Geldzahlung und zwei Wochen Haft seine Strafe abgesessen, hörte man ihn wieder aus seiner Holzbude brüllen. Die Menschen sammelten sich vor seinem Stand, lachten sich schief

und kauften Fisch wie verrückt. Der Spruch des Marktschreiers hieß diesmal: *Heringe, so dick wie vor vierzehn Tagen!*

Unterdrücker halten stets Distanz zu Spöttern und Satirikern, wenn sie die Schandmäuler nicht zornstreichs enthaupten können. Und das konnten sie im Rheinland nicht. Es gab zu viele davon. Selbst das gutbürgerliche Nazipack aus der Gegend, das später seine Methoden zur Ausschaltung von Regimegegnern perfektioniert hat, tat sich zu Beginn der braunen Schreckensherrschaft schwer, seinen Mangel an Begeisterung zu kaschieren, bis irgendwann auch am Rhein Feigheit und Obrigkeitsterror siegten. Immerhin stammte der widerlichste aller höheren Nazi-Psychopathen, der Geiferer Joseph Göbbels, aus Rheydt im Rheinland, und man hörte ihm zu, auch wenn seine sich hysterisch überschlagende Hetzstimme unendlich weit entfernt vom gemütlichen Tonfall des rheinischen Umgangs durch den Äther tobte.

Doch selbst die Barbarenpolitik hat Jecken und Funkenmariechen nicht kaputtgeklüfft. Was dem Karneval heute zu schaffen macht, ist die elektronisch gestützte Nivellierung der Sehgewohnheiten. Die Fastnacht, der Fastelovend, der Karneval, uraltes Jahreszeitenfest, ehemals ein satirisches Spiegelbild des Lebens, eine ironische Selbstspiegelung, ein festliches Volksbegehren, das durchaus auch über eine kulturhistorische, eine psychologisch-sozialkritische und – als Inversionsritual (einmal im Jahr übernehmen die Jungen / die Armen das Zepter) – eine politische Dimension verfügte, das facettenreiche Fest kämpft gegen den Trend zu seiner Verflachung zum kommerzialisierten Spektakel, zum mediengerechten Ausstattungsrummel.

Eine ähnliche Wandlung fand auch auf den Märkten statt. Auf den alten Märkten war die Unterhaltung so wichtig wie Kauf und Verkauf. Die Menschen rührten und berührten sich, Handel per Handschlag, gründliche Inaugenscheinnahme des Partners, gründliches Besehen und Betasten auch der Ware. Und alles eingebettet in Gespräch und mancherlei sinnenfrohes Treiben. Musikanten, Gaukler, Taschenspieler waren gern gesehene Gäste bei den Handeltreibenden. In unseren Tagen zählt nur noch, was sich zählen lässt, in Zahlen ausdrücken lässt. Beim Handel in seiner ganz abstrakten Form, dem elektronischen Markt, ist alles Persönliche und Kulturelle getilgt. Was bleibt, ist ein wenig Kopfrechnen.

An die alten Bauernmärkte stilistisch anzuknüpfen versuchen am ehesten noch die Biobauernmärkte wie die in Aachen auf dem Münsterplatz – zwischen Dom und Stadtparkasse, in Duisburg auf der Königsstraße zwischen Mercator-Halle und Bahnhof, in Düsseldorf auf dem Shadowplatz, in Krefeld auf dem Dionysiusplatz. Bei meinen Ausfahrten am Niederrhein mache ich gern Stopp auf einem Bauernmarkt, kauf mir was Gesundes, das ich beim Autofahren essen kann, freue mich,

Aus:

© Paul Eßer. Niederrhein. Gedanken und Geschichten, Greven Verlag, Köln 2009.

wenn die Bauersfrau mir ungefragt versichert, die Äpfel seien ungespritzt und freue mich noch mehr, wenn sie das auf Platt tut. Was selten vorkommt.